

scheut er jedoch offensichtlich mühevoll und scheinbar undankbare Kleinarbeit. Sicher hätten sich ihm auch andere Gesichtspunkte eröffnet, wenn er sich nicht noch weiterhin an seine früher einmal ausgesprochene Hypothese geklammert hätte, Västergötland wäre in der Kaiserzeit so gut wie unbesiedelt gewesen; eine Annahme, die Moberg längst richtiggestellt hat.

In den siedlungskundlichen Erörterungen liegt zweifelsohne der wertvollere Teil der Arbeit des Verf., obwohl er auch in diesem Bereich nicht zu klaren und überzeugenden Vorstellungen vordringen konnte. Es ist ihm immerhin zu danken, die Gedanken norwegischer, dänischer und deutscher Kollegen aufgegriffen zu haben und mit ihrer Hilfe zumindest gewisse Teilergebnisse erreicht zu haben. Überall dort, wo man bestrebt ist, alte Denkgeleise zu verlassen, und wo man sich um neue Konzeptionen bemüht, wird man bereit sein, das voll anzuerkennen.

Saarbrücken.

Rolf Hachmann.

Otto Uenze, Frührömische Amphoren als Zeitmarken im Spätlatène. Kommissionsverlag N. G. Elwert Verlag, Marburg/Lahn, 1958. 27 S. 11 Taf.

„In vino veritas et in amphora annus“ heißt der reizvolle Leitspruch dieser Studie, und auch das Thema ist zweifellos reizvoll und aktuell. Seit Mobergs Untersuchungen 1950–54 ist das Fragen nach absoluten Daten im Spätlatène ständig in Fluß geblieben, und wenn Uenze nun die aus dem Süden in die Spätlatène-Oppida importierten römischen Amphoren herausgreift im Glauben, daß sie uns sichere Daten liefern müßten, so ist das prinzipiell zunächst ein richtiger Ausgangspunkt.

Methodisch geht der Verf. so vor, daß er das von N. Lamboglia (*Rivista di Studi Liguri* 21, 1955, 241 ff.) für die Amphorenformen von Tindari und Albintimilium aufgebaute typologische System wie eine fest geeichte Skala zugrunde legt. Er ordnet in diese chronologische Reihe andere, undatierte Amphoren ein, die er in Südfrankreich und Italien gezeichnet hat, und fügt auch noch datierte Stücke aus verschiedenen Publikationen und Orten hinzu. Daraus resultieren seine Tafeln 1–5, auf denen die Amphoren nach den drei von Lamboglia (1955) aufgestellten Grundvarianten der Form Dressel I wiederum mit Untertypen vorgelegt werden. Dann folgen auf den Tafeln 6 bis 10 weiter nördlich in Spätlatène-Zusammenhängen gefundene Amphoren, denen Stück für Stück innerhalb der zuerst festgelegten Gliederung ihr Platz angewiesen wird.

Was jedoch bei Lamboglia mit viel Behutsamkeit und Zurückhaltung dargestellt worden ist, verwandelt sich hier zum starren Schema. Lamboglia warnte zunächst energisch davor, die Randprofile der groben Amphoren etwa für ebenso „zeitempfindlich“ zu halten wie die Profile von Feinkeramik. Danach gab er auf seinen Abb. 9–16 die zahlreichen Randprofile der Amphoren aus der stratigraphischen Folge von Albintimilium. Daraus ist ohne weiteres sofort die große Variationsbreite der Lippenbildungen innerhalb der einzelnen Gruppen ersichtlich. Die Art und Weise, wie Uenze nun diese Abbildungen von Lamboglia auswertet, ist methodisch anfechtbar. Er nimmt z. B. jedes einzelne Profil der Amphoren von der Siedlung an der Gasfabrik in Basel und sucht bei Lamboglia jeweils ein Profil heraus, das ihm am ähnlichsten erscheint, gibt den Basler Profilen die entsprechenden Daten von Albintimilium und erreicht damit für Basel eine Einstufung zwischen 130 und 50 v. Chr. mit der größten Zahl der Bestimmungen vor 100 v. Chr. Der Wunsch nach einer möglichst frühen Datierung war hier offenbar bei der Auswahl unbewußt wegleitend, ebenso wie für die Fest-

stellung, daß „nur“ 5 von 11 Exemplaren von Basel die relativ späte, kantige Ausprägung der Schulter aufweisen; 5 von 11 sind immerhin 45% und nicht mit „nur“ zu bezeichnen. Im übrigen ist es ohne Schwierigkeit und Gewaltanwendung möglich, für sämtliche Basler Profile in Uenzes Liste S. 19 unter der reichen Auswahl von Albinimilium Parallelen zu finden, die dort zwischen 70 und 30 v. Chr. datiert werden. Die kleinen Unebenheiten unter dem Lippenrand, von denen sich Uenze oft in seiner Parallelenwahl leiten läßt, sind ungewollte Zufälligkeiten beim Töpfeln und dürfen nicht als typologische Kennzeichen gewertet werden. So kommt es dazu, daß die beiden typusgleichen Ränder von Hochstetten (Taf. 10, 9–10) „um 90“ und „um 130 v. Chr.“ eingestuft werden, obwohl sie beide ebensogut mit Lamboglia, Abb. 15, 3, 1 ihren Platz „um 50 v. Chr.“ finden könnten.

Das typologisch interessante Ergebnis von Lamboglias Untersuchung bestand darin, daß man sah, wie sich in ganz großen Zügen die Amphorenränder von weit herausstehenden, im Querschnitt dreieckigen Lippenformen des 3. Jahrhunderts über eine immer schwächer werdende Schrägstellung schließlich zu den steilen Kragenformen der augusteischen Zeit entwickeln. Diese Reihe läuft jedoch keineswegs gradlinig sondern ganz unberechenbar mit zahlreichen Varianten und Nebenzweigen. Eine besonders auffällige Erscheinung – von Uenze gar nicht verwertet – sind viele hohe Steilränder in der Schicht VI A³ „um 70“, die dann in der Schicht „um 50“ wieder zugunsten der Dreiecksränder verschwinden, um „um 30 v. Chr.“ erneut aufzutauchen. Zufolge einer Bemerkung von E. L. Will (1956) hat auch die Mehrzahl der 1700 Amphoren aus dem Fund von Marseille den hohen, steilen Rand. Dazu kommt bei Uenze (S. 21) die „eigentümliche Feststellung“, daß Amphoren mit Steilrand caesarischer Zeit im Norden fast nicht feststellbar sind. Solche Unstimmigkeiten sind alle noch längst nicht geklärt, und man könnte sich z. B. fragen, ob nicht etwa die gleichzeitig bestehenden Dreiecks- und Steilränder aus verschiedenen Produktionszentren Italiens kamen? Auf jeden Fall zeigt sich hier eine so massive Durchbrechung einer „typologischen Reihe“, daß man zunächst noch davon Abstand nehmen sollte, eine feinere Chronologie damit aufstellen zu wollen.

Für eine weitere Verfolgung des Problems wäre es vor allem nötig, daß sehr viel mehr Profile mit dazugehörigen Statistiken der Massenfunde vor der ligurischen Küste publiziert würden, ebenso alle Profile der mit Sestius-Stempeln versehenen Amphoren, und vor allem auch, daß die stadtrömischen Amphoren mit den absoluten Datierungen durch aufgemalte Consulnamen in guten Zeichnungen veröffentlicht würden. Ohne solche hinreichenden Material-Vorlagen wird man weiter im Dunkeln tasten. Die zahlreichen Aufsätze, die nun schon über die ligurischen Funde und das Sestius-Problem vorliegen, bewegen sich letztlich immer im Kreise, weil absolute Anhaltspunkte weitgehend fehlen.

Es ist erstaunlich, welche Rolle die Funde vom Mont Beuvray und Basel in diesen Arbeiten immer wieder spielen – entweder als gesicherte Fixpunkte oder als beliebig im 2.–1. Jahrhundert v. Chr. verschiebbare Größen.

Auch Uenze hat die nördlichen Funde als solche verschiebbaren Größen angesehen, und so kommt es dazu, daß er z. B. die Amphoren von Basel, Breisach-Hochstetten, Altenburg, Manching alle um 1 bis 2 Generationen früher ansetzt, als man sie aufgrund der übrigen Funde dieser Siedlungen datieren möchte. Dafür entsteht dann bei ihm die merkwürdige Fundlücke in caesarischer Zeit (S. 21). Seine Arbeit hat das Verdienst, den ganzen Fragenkomplex der Amphorenimporte herausgeschält zu haben und in vermehrtem Maße die Aufmerksamkeit auf die Amphorenreste in Fundzusammenhängen des Spätlatène zu lenken. Wenn wir uns in der Art der Gewinnung von absoluten Daten in den meisten Fällen nicht mit ihm einverstanden erklären können,

so muß andererseits betont werden, daß das Buch in Bild und Text eine gute Zusammenstellung sowohl des verstreut bekannten als auch von neuem Material bedeutet und daß es die weitere Diskussion zweifellos stimulieren wird. Es sei auch nicht verschwiegen, daß die Frühdatierungen im nördlichen Spätlatène von den Kollegen an der ligurischen Küste mit viel mehr Beifall aufgenommen werden dürften als im transalpinen Raum.

Wir glauben, daß es jetzt noch entschieden zu früh war, das Amphorenproblem umfassend anzugreifen, und schließen uns Lamboglias Meinung (1955) an: „solo la pubblicazione sistematica di un più ampio materiale potrà consentire al riguardo osservazioni di maggior dettaglio e stabilire criteri metodologici sicuri.“

Zürich.

Elisabeth Ettlinger.

Fritz Fremersdorf, Römische Gläser mit Fadenauflage in Köln (Schlangenfadengläser und Verwandtes). Fremersdorf, Die Denkmäler des römischen Köln. Herausgegeben von der Archäologischen Gesellschaft und dem Römisch-Germanischen Museum Köln, Band 5. Verlag der Löwe. Dr. Hans Reykers, Köln 1959. 84 S., 136 Taf.

Eine sehr verdienstvolle Aufgabe hat Herr Professor Fremersdorf übernommen, indem er beabsichtigt, systematisch in ausreichend illustrierten Bänden die reichen Schätze des Römisch-Germanischen Museums von Köln zu veröffentlichen, und zwar insbesondere die verblüffend lange Reihe der Gläser, welche im Boden der Stadt selbst gefunden worden sind. Die rasche Folge dieser Veröffentlichungen über römische Gläser, von denen die vorliegende schon den 3. Band bildet und derzufolge eine wichtige und kostbare Dokumentation den Spezialisten der antiken Glasforschung zur Verfügung gestellt wird, erlaubt dem Verfasser nicht allzu ausführlich die zahlreichen Probleme der Technik, des Stils und auch der wirtschaftlichen Fragen zu erörtern, welche durch die zahlreichen veröffentlichten Gegenstände aufgeworfen werden. Dennoch finden sich in einer Einleitung von etwa 16 Seiten Umfang wesentliche Bemerkungen über die Kölner Schlangenfadengläser, welche der Verfasser mit Recht unter die Meisterwerke der antiken Glasfabrikation rechnet. Die erstaunliche Menge von Gläsern dieses Typs, welche aus Kölner Gräbern geborgen werden konnten, spricht offensichtlich zugunsten einer lokalen oder doch mindestens rheinländischen Herkunft. Jedoch das Fehlen jedes Hinweises auf eine Werkstatt, die mit Sicherheit diesen Glastype herstellte, hätte den Verfasser veranlassen müssen, diesen Umstand nicht als Gewißheit sondern eher als große Wahrscheinlichkeit darzustellen. Die Dekoration von Glas durch aufgelegten Relieffaden reicht schon bis in die Latènezeit zurück wie Thea E. Haevernick in ihrer vor kurzem erschienenen bemerkenswerten Arbeit „Die Glasarmringe und Ringperlen der Mittel- und Spätlatènezeit auf dem europäischen Festland“ Seite 30–31 und Tafel 15 gezeigt hat. Dabei handelt es sich natürlich um die Verzierung von Armringen, aber die Technik des farbigen Glasfadens als Auflage auf einen verschiedenfarbigen Untergrund, die dadurch schon für diese Frühzeit bezeugt ist, bleibt dieselbe.

Die Glasfäden, welche die ältesten in Köln entdeckten Gläser verzieren, sind naturfarben, und Fremersdorf unterstreicht mit Recht die wichtige Neuerung, daß seit der Mitte des 2. Jahrhunderts farbige Glasfäden auf durchsichtiges Glas gelegt werden, obwohl sich der Gebrauch von ungefärbten Fäden noch weiter fortsetzt. Er glaubt, daß die vollkommene Durchsichtigkeit der Gläser dem Rohstoff zu verdanken ist, d. h. der Reinheit des verwendeten Sandes und nicht dem Zusatz von Braunstein. Diese